

Felicitas Söhner

Von der Unvereinbarkeit zur Möglichkeit – Frauen und Mütter in der Wissenschaft

Im letzten Jahrzehnt hat der Diskurs zur Frage der Vereinbarkeit von Wissenschaft als Berufsfeld und familiären Verpflichtungen wieder vermehrt an Aktualität gewonnen. Dies ist nicht zuletzt der Situation geschuldet, dass die Kinderlosigkeit unter den deutschen Wissenschaftlerinnen deutlich höher liegt als in anderen europäischen Ländern.¹ Wie aber steht es tatsächlich um die Vereinbarkeit von Mutterschaft und Wissenschaftskarriere? Welchen Entscheidungszwängen sind Frauen auch heute noch ausgesetzt?

Der erste Teil dieses Beitrags erinnert an das berühmte Beispiel der Maria Montessori und an die Hindernisse, die die Medizinerin, Psychiaterin und Pädagogin überwinden und die Opfer, die sie für die erfolgreiche Wissenschaftskarriere bringen musste. Der zweite Teil vergleicht die Situation von Forscherinnen vor einhundert Jahren mit der aktuellen und fragt, ob Wissenschaftlerinnen nicht auch heute noch wählen müssen.

Montessori wurde in Italien am Ende des 19. Jahrhunderts in Medizin promoviert und entwickelte später die nach ihr benannte bahnbrechende Pädagogik. Die Geburt ihres Sohnes hielt sie für Jahre geheim, da sie ihre wissenschaftliche Karriere und die damit verbundenen Zukunftshoffnungen nicht gefährden wollte, und bekannte sich erst später zu ihrem bereits jugendlichen Sohn. Ausgehend von der rekonstruierbaren Vereinbarkeitsproblematik Montessoris wird der Blick auf die heutige Situation im Wissenschaftsbetrieb gerichtet und die Gratwanderung zwischen Familie und Forschung betrachtet.

1 Lind, Aufgeschobene Kinderwünsche, 754.

Historische Situation Maria Montessoris

Bildungsweg und beginnende Etablierung

Maria Montessori (1870–1952) begann ihre pädagogische Pionierarbeit um die Wende zum 20. Jahrhundert. Zeitgenössischer Hintergrund war das von Ellen Key ausgerufene „Jahrhundert des Kindes“, verbunden mit der Forderung, die Prügelstrafe abzuschaffen, die Würde des Kindes zu akzeptieren und ihm die ihm zustehenden Rechte zu geben. Montessori kritisierte die seinerzeit vorherrschenden Praktiken und Sichtweisen, die in Bezug auf Erziehungsmethoden und kindliche Entwicklung vorherrschten. Die vorrangigen Forderungen der Reformpädagogin lagen darin, die Individualität des Kindes zu erkennen und zu respektieren. Ihr pädagogischer Ansatz war verknüpft mit der „Vorstellung einer entbürokratisierten Schule, von freiheitlich demokratischen Lebensverhältnissen und liberalen, kindorientierten Bildungsidealen“.²

Die Entstehung jener Positionen ist eng verknüpft mit dem Lebenslauf von Montessori. Als Schülerin besuchte Montessori eine technische Oberschule für Jungen, mit dem Wunsch, Ingenieurin zu werden. Montessoris Biografen berichten von ihrem außergewöhnlichen Selbstbewusstsein.³ Nach dem Abschlussexamen wollte sie Medizin studieren; dieses Fach war im ausgehenden 19. Jahrhundert ausschließlich Männern vorbehalten. Trotzdem der Dekan ihr anfangs die Zulassung verweigerte, begann sie 1892 an der Universität Rom das Medizinstudium. Montessoris Studien wurden mit harten Auflagen belegt. So war es ihr beispielsweise nur gestattet, den Hörsaal nach den männlichen Studenten zu betreten, wodurch sie nur in den hinteren Reihen sitzen oder stehen konnte. Zudem wurde ihr das Sezieren von Leichen nicht in Gegenwart männlicher Kommilitonen erlaubt, so dass sie hierzu oft auf den späten Abend oder die Nacht ausweichen musste.⁴

2 Hedderich, Einführung Montessori-Pädagogik, 18 f.

3 Vgl. Mack, Freude Freiheit Verantwortung.

4 Vgl. Hedderich, Einführung Montessori-Pädagogik, 7 f.

1896 wurde Montessori als erste Italienerin in Medizin promoviert.⁵ Sie trat eine Stelle an der Psychiatrischen Universitätsklinik in Rom an und unterhielt daneben eine Privatpraxis.

In der psychiatrischen Klinik arbeitete Montessori mit entwicklungsverzögerten und geistig behinderten Kindern. Sie war erschüttert von den Verhältnissen, in denen Kinder verwahrlost und sich selbst überlassen waren. 1898 hielt Montessori beim nationalen Pädagogenkongress in Turin eine vielbeachtete Rede, in der sie Bildungschancen für geistig behinderte Kinder und die Beseitigung der sozialen Missstände durch Schulreformen forderte. Ihr Appell an das Erziehungsministerium hatte Erfolg: Im selben Jahr eröffnete in Rom das Heilpädagogische Institut *Scuola ortofrenica*, an dem Montessori gemeinsam mit ihrem Kollegen aus der psychiatrischen Klinik, Giuseppe Montesano (1868–1961), die Leitung übernahm.

Neben ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit war Montessori auch gesellschaftspolitisch engagiert. Ihre öffentlichkeitswirksamen und emanzipatorischen Vorträge erregten in Italien Aufsehen. 1896 nahm sie als italienische Delegierte am Internationalen Frauenkongress in Berlin teil. Bei diesem Kongress kam ihr eine besondere, zwischen konfligierenden Lagern vermittelnde Rolle zu. In ihrer prominenten Rede setzte sie sich unter anderem mit der Bedeutung von Erwerbsarbeit für Frauen auseinander. An ihrer Argumentation war bemerkenswert, dass sie die Schuld an der schwierigen sozialen Lage der Frauen ihrer Zeit nicht ihnen selbst zuschrieb oder mit ihrer „weiblichen Natur“ begründete. Vielmehr machte sie dafür die gesellschaftliche Struktur und Gesetzgebung verantwortlich.⁶ Ebenfalls kritisierte sie die aus der Erwerbsarbeit der Arbeiterinnen resultierende Doppelbelastung von beruflicher und familialer Arbeit: „Wie ein Mann arbeitet sie, und deshalb hören doch ihre häuslichen Pflichten nicht auf. Statt Ruhe, die der Mann

5 Maria Montessori war nicht, wie oft zu lesen ist, die erste Frau Italiens, die Medizin studierte. So hat einige Jahre zuvor die jüdisch-ukrainische Anna Kuliscioff, die im Dezember 1881 eine Tochter zur Welt brachte, gegen den Widerstand ihres Partners ein unterbrochenes Medizinstudium wieder aufgenommen – zunächst in der Schweiz – und promovierte schließlich in diesem Fach in Neapel. Kuliscioff gab 1891 ihren Arztberuf aus gesundheitlichen Gründen auf und arbeitete als Herausgeberin des sozialistischen Blattes *Critica Sociale* und gemeinsam mit ihrem Partner an der Gründung der Sozialistischen Partei Italiens (vgl. Schwegmann, Kind ihrer Zeit, 39).

6 Vgl. Schiersmann, Im Lichte Montessoris, 120 ff.

nach der Arbeit beansprucht, warten ihrer die häuslichen Obliegenheiten, oft noch mit einem Kind unter dem Herzen oder an der Brust.“⁷ Zu Montessoris zentralen Anliegen gehörte es, den vielfach postulierten Ausschluss von Weiblichkeit und Wissenschaftlichkeit wie rationalem Denken zu widerlegen. Montessori appellierte an die Frauen, in die Wissenschaft zu gehen und gemeinsam mit den Männern zu debattieren und zu forschen.⁸

Bruch in der Karriere

In der Phase der Neugründung des Heilpädagogischen Institutes kam im März 1898 Montessoris Sohn Mario⁹ zur Welt, der aus der Beziehung mit Montesano stammte. Schwangerschaft und Geburt des Kindes hielt Montessori vor der Öffentlichkeit geheim. Die jungen Eltern sollen sich zwar gegenseitig die Treue versprochen haben so wie auch niemals zu heiraten. Beider Karrieren sollten nicht durch die Existenz eines unehelichen Kindes gefährdet werden.¹⁰ Montessori zog ihren Sohn nicht selbst auf, sondern gab ihn in eine Pflegefamilie außerhalb Roms. Dort wie auch später im Internat besuchte sie ihn regelmäßig, gab sich ihm in diesen Jahren jedoch nie als seine Mutter zu erkennen. Ihrem Sohn offenbarte sich Montessori erst 1913 nach dem Tod ihrer Mutter, dann nahm sie ihn zu sich auf. Er sollte später in ihrer Arbeit eine wesentliche Rolle als Sekretär, Organisator und Vertrauter spielen, der nach ihrem Tod ihr Lebenswerk fortsetzte. Gegenüber der Öffentlichkeit gab Montessori Mario entweder als ihren Neffen oder Adoptivsohn aus.

Trotz erfolgreicher Tätigkeit am Heilpädagogischen Institut verließ Montessori 1901 das Institut und begann an der Philosophischen Fakultät der Universität Rom ein Studium der Psychologie, Anthropologie und Erziehungsphilosophie.¹¹

7 Ebd.

8 Ebd., 122 ff.

9 1898–1982.

10 Missmahl-Maurer, Neuere Untersuchungen, 27 f.

11 Vgl. zum Beispiel Findeisen, Hürdenlauf; Kunadt u. a., Familienfreundlichkeit; Metz-Göckel, Karrierefaktor.

Die Gründe für den Weggang aus einem Tätigkeitsfeld, das sehr vielversprechend war, sind nie hinreichend aufgeklärt worden.

Rezeptionsgeschichte der Montessori-Pädagogik in Italien

In den folgenden Jahren hielt Montessori als Kuratoriumsmitglied der Liga für Erziehung behinderter Kinder zahlreiche Vorträge in Italien und im Ausland über ihre ersten Forschungsversuche und -ergebnisse. Als Medizinerin richtete sie auch in der pädagogischen Arbeit durchweg die Frage nach entwicklungspsychologischen Gesetzmäßigkeiten von kindlicher Entwicklung und lebenslangem Lernen.

1904 erhielt Montessori einen Lehrauftrag für Pädagogische Anthropologie an der Universität Rom. Ihre Vorlesungen behandelten die Geschichte der anthropologischen Konzeption des kindlichen Wesens und deren Anwendung auf die Pädagogik.¹²

Im Januar 1907 eröffnete sie im Viertel San Lorenzo das erste Kinderhaus für vernachlässigte Arbeiterkinder, die *Casa dei Bambini*. Hier setzte sie grundlegende Hygienestandards und mittels einer kindgerechten räumlichen Ausstattung, des von ihr entwickelten Arbeitsmaterials und Erziehungskonzepts ihre heilpädagogische Erfahrung um. Nachfolgend eröffnete Montessori weitere Kinderhäuser in Rom, Mailand und Neapel und intensivierte ihre Öffentlichkeitsarbeit.¹³

Die Erfolge ihrer Kinderhausarbeit führten dazu, dass Montessori ihre Praxis als Ärztin aufgab und sich auf die Ausbildung von Pädagogen konzentrierte. Ab 1913 verlagerte sich ihr Fokus auf die Publikation ihres pädagogischen Konzepts über den Aufbau von Organisationsstrukturen wie auch auf das Halten von Vorträgen und Lehrgängen in Europa, Amerika und Asien.¹⁴

12 Sie hielt drei Vorlesungen in der Woche. Das Ziel dieser Vorlesungen war es, „praktische Grundlagen für eine weitreichende Reform in unsren Schulen zu legen“. Die Vorlesungen wurden später in einem Werk mit dem Titel *L'Antropologia Pedagogica* abgedruckt“ (Kramer, Leben und Werk, 121 f.).

13 Missmahl-Maurer, Neuere Untersuchungen, 27 f.

14 Vgl. Eckert, Maria und Mario, 36 f.

In der Zeit der totalitären Regime traten mehr und mehr universale Denksätze in den Vordergrund ihrer Arbeit. 1949 kehrte Montessori aus Indien zurück und führte gemeinsam mit ihrem Sohn bis zu ihrem Tod ihre Arbeit fort.

Zur Rolle der Frau zu Zeiten Montessoris

Das Leben Maria Montessoris war eingebettet in eine Gesellschaft, in der Frauen weniger als individuelle Personen lebten, sondern vielmehr in tradierten Bezugssystemen zu Eltern, Ehepartner, Familie und Kindern. Den Töchtern bürgerlicher Familien wurden kaum Anregungen und Möglichkeiten zur Selbstverwirklichung gewährt. Sie wurden für die Ehe erzogen; Erwerbstätigkeit schickte sich nicht für sie.¹⁵ An der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert begannen einzelne bürgerliche Frauen, insbesondere im sozialen und karitativen Bereich eigene berufliche Wege zu gehen. Auch der Lehrerinnenberuf galt als standesgemäße Erwerbstätigkeit für Frauen aus dem Bürgertum.¹⁶

Weibliche Berufstätigkeit war in jener Zeit jedoch strikt auf die Phase vor der Ehe beschränkt. In Deutschland wurde das Verbot der Arbeit nach der Eheschließung erst spät aufgegeben; der Lehrerinnenzölibat wurde zwar 1919 in Art. 128 II der Weimarer Reichsverfassung abgeschafft, aber bereits 1923 aus arbeitsmarktpolitischen Gründen wieder eingeführt; erst 1951 wurde er aufgehoben.¹⁷

In Italien war die Situation vergleichbar. Daher wäre eine Eheschließung vermutlich hindernd für Montessoris wissenschaftliche Laufbahn gewesen. Die Entscheidung, ein Kind ohne Vater aufzuziehen, hätte sicher das Ende ihres Lebenswegs als Wissenschaftlerin bedeutet. In der Wahrnehmung der Öffentlichkeit galten alleinerziehende Frauen als sittliche Gefährdung der Gesellschaft und wurden entsprechend diskriminiert und geächtet.¹⁸ Junker bemerkt, dass auch noch Mitte des 20. Jahrhunderts besonders ledige Frauen in der Zeit der Schwanger-

15 Vgl. Kohler-Gehrig, *Geschichte der Frauen*, 8.

16 Vgl. Knorr/Wehling, *Frauen im Südwesten*, 239.

17 Vgl. Gerhard, *Frauen in der Geschichte*, 176 ff.

18 Buske, *Fräulein Mutter*, 56.

schaft unter erhöhtem Druck standen, die Schwangerschaft so lange wie möglich geheim zu halten.¹⁹ Mütter von unehelichen Kindern aus dem bürgerlichen Milieu wahrten außerhalb des engen familiären Kreises oft Diskretion über ihre Situation.²⁰ Damit befand sich die Wissenschaftlerin Montessori im Entscheidungszwang zwischen einem Leben als Wissenschaftlerin oder als Familienmutter.

Vorhandene Quellen von und über Montessori zeigen sie als eine nachdenkliche und empathische Frau, die gleichzeitig engagierte Streiterin gegen soziale Ungerechtigkeiten wie auch emanzipierte Medizinerin war. Neben ihren Fähigkeiten und Talenten wirkte sich mit Sicherheit auch die für ihre wissenschaftlichen Ambitionen und den Status der Elternbeziehung problematische Mutterschaft auf ihr pädagogisches Konzept sowie ihren wissenschaftlichen Werdegang aus. Überzeugt vom Wandlungspotential der Stellung der Frau äußerte Montessori: „Die [emanzipatorische] Bewegung selbst wird verschwinden, wenn es ihr gelungen ist, die Männer davon zu überzeugen, daß Frauen mit ihrem Leben mehr anfangen können und sollten, als ihnen heute gestattet ist. Am Ende wird die Frau der Zukunft sowohl die gleichen Rechte als auch gleiche Pflichten haben. Sie wird ein neues Selbstbewußtsein erlangen und ihre wahre Kraft in einer emanzipierten Mutterschaft finden.“²¹ Sie selbst sah sich vor dem Hintergrund der Geschlechter- und Gesellschaftsordnung ihrer eigenen Schichtzugehörigkeit trotz der vorgetragenen progressiven Thesen nicht in der Lage, Mutterschaft mit Wissenschaft zu vereinbaren. Montessori verzichtete auf die aktive Mutterschaft während der ersten fünfzehn Lebensjahre ihres Sohnes; eine Karriere, unmaßgeblich welcher Natur, wäre für sie als alleinerziehende Mutter eines illegitimen Kindes nicht möglich gewesen. Damit nahm sie eine klare Hierarchisierung der beiden um 1900 tatsächlich unvereinbaren Lebenswelten vor und entschied sich für die Forschung.

19 Vgl. Junker, Lage der Mütter.

20 Vgl. Beuys, Die neuen Frauen.

21 zitiert nach: Schiersmann, Im Lichte Montessoris, 122 ff.

Zeitgenössische Situation

Auch wenn sich heute sowohl die Geschlechter- wie auch Gesellschaftsordnung geändert haben, stellt sich doch die Frage, ob es den objektiven Entscheidungszwang, den Montessori erlebte, nämlich entweder Wissenschaftlerin oder Mutter zu sein, heute auf ähnliche Weise doch noch gibt.

Mehr als einhundert Jahre sind vergangen, seitdem Montessori wählen musste zwischen Mutterschaft und Forschung; vieles hat sich seitdem im Sinn der geschlechtergerechten Zugänglichkeit zu Bildung – zumindest theoretisch – verändert. Richtet man den Blick auf die gegenwärtige Situation von Frauen in der Wissenschaft in Deutschland, so zeigt sich, dass eine Vielzahl formaler Hürden inzwischen abgebaut worden sind. Im Jahr 1908/09 erhielten Frauen die Berechtigung zum Hochschulstudium. Heute liegt der Anteil weiblicher Studierender bei 47,6 Prozent (2013),²² der Anteil der weiblichen Promovierenden bei 44,2 Prozent (2013).²³ Allerdings führte die formale Gleichberechtigung in der Wissenschaft bislang nicht zu einer realen Chancengleichheit von Frauen in Bezug auf eine Wissenschaftskarriere, denn nach wie vor gilt das Bild des *bottleneck*, des Flaschenhalses: Je höher der Grad der Professionalisierung, desto weniger Frauen lassen sich nachweisen. Bereits in der Fächerwahl existieren ebenfalls nach wie vor geschlechtsspezifische Unterschiede: So variiert der Frauenanteil beim wissenschaftlichen Personal in den verschiedenen Bereichen erheblich. Während in den Disziplinen der Humanmedizin (38 Prozent), Sprach- und Kulturwissenschaften (41,4 Prozent) und Veterinärmedizin (50,3 Prozent) das Geschlechterverhältnis relativ ausgeglichen ist, sind beispielsweise die Anteile weiblicher Wissenschaftler im Bereich Mathematik/Naturwissenschaften (21,2 Prozent) und Ingenieurwissenschaften (13,2 Prozent) besonders niedrig.²⁴

Unter den Promovierenden sind die Unterschiede noch deutlicher. Besonders viele Frauen promovieren in der Humanmedizin (49,7 Prozent), den Sprach- und

22 Statistisches Bundesamt 2015, unter: <https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesellschaftStaat/BildungForschungKultur/Hochschulen/Tabellen/FrauenanteileAkademischeLaufbahn.html> (21.3.2016).

23 Ebd.

24 Zahlen in Klammer = jeweiliger Frauenanteil (Lind, Kurzexpertise zum Themenfeld, 1 f.).

Kulturwissenschaften (50,5 Prozent), in der Kunstwissenschaft (60 Prozent) und in der Veterinärmedizin (77,1 Prozent). Bei den Ingenieurwissenschaften stammen lediglich 11 Prozent der Dissertationen von Frauen.²⁵

Gleichzeitig lässt sich bei den Karrieren im Wissenschaftssektor ein deutlicher geschlechtsbezogener Unterschied bemerken. Gegenwärtig sind 22 Prozent aller hauptberuflichen Professor/innenstellen an deutschen Hochschulen von weiblichem Personal besetzt. Zudem finden sich mehr Frauen in befristeten Stellen als Männer.²⁶ Die Forscherinnenpräsenz fiel 2010 im Hochschulsektor mit 32 Prozent am höchsten aus, im staatlichen Sektor lag er bei 30 Prozent, den geringsten Anteil fand man im wirtschaftlichen Sektor mit 13 Prozent.²⁷

Hinsichtlich Status und Qualifikation bestehen beim wissenschaftlichen Personal deutliche Differenzen. Während 2014 der Frauenanteil bei wissenschaftlichen Mitarbeiter/innen bundesweit bei 41,4 Prozent lag, fanden sich bei den statushöchsten und bestdotierten C4/W3-Professor/innenstellen lediglich 11,3 Prozent.²⁸ Eine ähnliche Tendenz spiegeln die Genderstatistiken der Universität Frankfurt am Main wider.²⁹

Nina von Stebut stellt fest, dass im Bereich der Wissenschaft die Marginalisierung von Frauen in sozialpolitische, kulturelle und rechtliche Rahmenbedingungen eingewoben ist.³⁰ Nach kulturellem Selbstverständnis sei die Erwerbstätigkeit von Frauen ein sequenziertes Modell, in dem sich Erwerbs- und Familienphasen

25 Ebd.

26 Statistisches Bundesamt 2015, unter: <https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesellschaftStaat/BildungForschungKultur/Hochschulen/Tabellen/FrauenanteileAkademischeLaufbahn.html> (21.3.2016).

27 Konsortium Bundesbericht 2013, 33.

28 Statistisches Bundesamt 2015, unter: <https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesellschaftStaat/BildungForschungKultur/Hochschulen/Tabellen/FrauenanteileAkademischeLaufbahn.html> (21.3.2016).

29 Goethe Universität Frankfurt 2016, unter: <https://www.uni-frankfurt.de/41018306/statistiken>. Vgl. Tabelle „Qualifikationsstufen im Überblick“ https://www.uni-frankfurt.de/44654718/Querschnitt_Qualifikationsstufen-gesamt1.jpg (12.5.2016).

30 Stebut, Frage der Zeit, 79.

wechselseitig ausschließen und ablösen.³¹ Die Kinderbetreuungssituation insbesondere kleiner Kinder sei weithin völlig unzureichend, und Frauen könnten kaum auf institutionelle Rahmenbedingungen zurückgreifen. Gleichzeitig seien zwar Verschiebungen im Rollenverständnis junger Väter erkennbar, eine gleichberechtigte Verteilung von Verantwortlichkeiten und Pflichten von Vätern könne jedoch keineswegs angenommen werden.³² Vielmehr erscheine die Situation für Männer dahingehend weniger dramatisch, da es ihnen leichter falle, ein Lebensmodell zu wählen, in dem die Bereiche Arbeit und Familie bzw. Produktion und Reproduktion getrennt sei, und zudem die Option deutlich länger bestehe, die Entscheidung zur Familiengründung zu verschieben in eine Phase größerer materieller, beruflicher Sicherheit.³³

Wenn man den Anteil von Eltern unter den Wissenschaftler/innen betrachtet, haben nach einer Erhebung 59 Prozent der Professoren Kinder, Professorinnen hingegen nur 16 Prozent.³⁴ Aufgrund der Selbstselektivität dieser Umfrage kann man davon ausgehen, dass diese Zahlen nicht das tatsächliche Verhältnis widerspiegeln und der Anteil der Kinderlosen weit höher liegen dürfte. Weitere Erhebungen verweisen auf eine Diskrepanz zwischen Kinderwünschen und tatsächlich realisierten Kinderzahlen.³⁵ 68 Prozent aller Wissenschaftlerinnen geben hier an, Kinderlosigkeit sowie Aufschub des Kinderwunsches zugunsten ihrer wissenschaftlichen Karriere in Kauf genommen zu haben. Es zeigt sich ebenfalls, dass auch 46 Prozent der Wissenschaftler temporär oder dauerhaft auf die Realisierung ihres Kinderwunsches verzichteten.³⁶

Umfragen, die sich mit Auswirkungen von Elternschaft in der Wissenschaft beschäftigen, spiegeln, dass ungefähr ein Drittel der befragten Eltern negative berufliche Konsequenzen durch ihre Elternschaft erlebt. So berichten Mütter von einer deutlich zurückhaltenderen informellen Förderung durch Mentoren (24 Pro-

31 Franzke 2001, 68.

32 Vgl. Stebut, *Frage der Zeit*, 79.

33 Ebd., 75.

34 Vgl. Lind, *Aufgeschobene Kinderwünsche*, 754.

35 Lind, *Kurzexpertise zum Themenfeld*, 12.

36 Vgl. Lind, *Aufgeschobene Kinderwünsche*, 754.

zent) und einer Abwertung ihrer wissenschaftlichen Leistung (11 Prozent), Väter in deutlich geringerem Maße (2 Prozent sowie 7 Prozent).³⁷ Auch hinsichtlich des wissenschaftlichen Publikationsverhaltens zeichnen sich negative Effekte in Form einer geringeren Publikationsrate von Müttern (83 Prozent) und Vätern (60 Prozent) gegenüber Kinderlosen ab.³⁸ Insbesondere in der Produktivität von Beiträgen in Fachzeitschriften mit Peer-Reviews sind Mütter gegenüber Vätern und Kinderlosen deutlich im Nachteil.³⁹ Da die Publikationsproduktivität als zentraler Bewertungsmaßstab für wissenschaftliche Leistung gilt, hemmt dies die Profilierung im wissenschaftlichen System.⁴⁰ Zudem lässt sich bei Wissenschaftlerinnen eine geringere Auslandsmobilität als bei ihren männlichen Kollegen beobachten. Diesem durchaus wesentlichen Kriterium für eine erfolgreiche Karriere in der Wissenschaft entsprechen Eltern weniger als Kinderlose.⁴¹ Meuser stellt fest: „Die faktische Zuständigkeit der Frauen für das Vereinbarkeitsmanagement hat Auswirkungen auf Mobilitätsmuster.“⁴²

Im dezentralen, hierarchischen deutschen Wissenschaftssystem nehmen informelle Strukturen eine außerordentlich bedeutende Rolle für die Einbindung des wissenschaftlichen Nachwuchses und dessen Karrierechancen ein. Individuelle Handlungsoptionen sind dann besonders günstig, wenn der Einzelne in einer Organisation verankert ist. Diese bietet ihren Mitgliedern Informationen über aktuelle Forschungsentwicklungen, Möglichkeiten zum Erfahrungsaustausch bis hin zur konkreten Förderung.⁴³ Insbesondere im Vergleich zum US-amerikanischen Wissenschaftssystem steht die Nachwuchsförderung in der deutschen Wissenschaft über die gesamte Qualifizierungsphase im Zeichen einer „überdurchschnittlich langfristigen und ausgeprägten Personengebundenheit“.⁴⁴ Hier bemerken Mütter in der Wissenschaft einen deutlich erschwerten Anschluss an

37 Ebd., 754 f.

38 Vgl. Lind, Aufgeschobene Kinderwünsche, 755 f.

39 Vgl. Findeisen, Hürdenlauf zur Exzellenz, 285 ff.

40 Vgl. ebd., 277 f.

41 Vgl. ebd., 279 ff.

42 Meuser, Homosoziale Kooptation, 23.

43 Vgl. Findeisen, Hürdenlauf zur Exzellenz, 278 f.

44 Allmendinger u. a., Should I stay, 37.

informelle Netzwerke (41 Prozent) im Vergleich zu Vätern (15 Prozent). Dieses Verhältnis spiegelt sich auch im Blick auf die Statusgruppe der Professor/innen wider.⁴⁵ Insbesondere in der Qualifikationsphase wissenschaftlicher Exzellenz, die eine frühe Profilierung im Wissenschaftssystem, hohe Publikationsproduktivität, außerordentliche Leistungsbereitschaft und Zeitinvestition voraussetzt, befinden sich insbesondere Eltern in der Phase der Familiengründung in einer Situation, in der sie mit einer Kumulation von Nachteilen konfrontiert werden.⁴⁶

Die fachlichen Strukturen in der Wissenschaft konfrontieren Frauen mit gegensätzlichen Anforderungen in einer sensiblen Phase individueller biografischer Entscheidungen.⁴⁷ Die Entscheidung für die Wissenschaft muss häufig zu einem Zeitpunkt getroffen werden, an dem sich auch Fragen der Familienplanung stellen.

Frauen, die ihre Karriere wegen einer Schwangerschaft unterbrechen, stehen laut Svenja Bernstein-Derichs unter besonderem Druck.⁴⁸ Häufig wirkten Unterbrechungen in den Qualifikationsphasen karrierehemmend und würden gern als mangelndes berufliches Interesse gewertet.⁴⁹ Daneben werde der intensive Einsatz in der wissenschaftlichen Qualifizierung gefordert zu einem Zeitpunkt, an dem berufliche Sicherheiten und Perspektiven kaum geboten würden; und dies in einem System, das einen Wechsel in die freie Wirtschaft mehr und mehr erschwere. Stebut bemerkt: „Mit der Qualifizierung für den wissenschaftlichen Bereich geht die De-Qualifizierung für die [anderen Beschäftigungsfelder] einher.“⁵⁰

45 Vgl. Lind, Aufgeschobene Kinderwünsche, 755.

46 Vgl. Findeisen, Hürdenlauf zur Exzellenz, 277 f.

47 Vgl. Stebut, Frage der Zeit, 75.

48 Vgl. Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft, Vereinbarkeit, 31 ff.

49 Vgl. Stebut, Frage der Zeit, 75.

50 Ebd.

Vereinbarung zweier Lebensmodelle

Für Maria Montessori hätte eine Eheschließung oder das Aufziehen eines unehelichen Kindes, sogar das Bekennen zu ihrem Sohn das sofortige Ende ihrer wissenschaftlichen Karriere bedeutet. Das historisch unter Ausschluss von Frauen entstandene System der universitären Wissenschaft hatte bislang darauf gefußt, dass familiäre Aufgaben nicht von den Forschenden übernommen würden.⁵¹

Heute stehen nach wie vor die Anforderungen einer Wissenschaftskarriere und die der familiären Lebenswelt zueinander in einem eklatanten Spannungsverhältnis. Vor diesem Hintergrund lässt sich zwar nicht von einem offiziell bestehenden Entscheidungszwang sprechen, dem Wissenschaftlerinnen mit Kinderwunsch unterliegen, dennoch ergibt sich für die zeitgenössische Forscherinnengeneration durchaus die Frage, wie sich Elternschaft und Wissenschaft vereinbaren lasse, welches Maß an Belastung leistbar und vorstellbar sei und in welchen Bereichen Einschränkungen verantwortbar seien. Oftmals kann der doppelte Lebensentwurf von Frauen aufgrund ungelöster Fragen zur Betreuung, zur geschlechtsspezifischen innerfamiliären Arbeitsverteilung nicht konsistent umgesetzt werden. Für die Mehrheit der Männer stellt sich die Entscheidung Beruf oder Familie in deutlich geringerem Maße.⁵²

Zeitgenössische Daten einer Konstanzer Studie belegen, dass besonders Wissenschaftlerinnen die Entscheidung für eine wissenschaftliche Tätigkeit und zu Kindern als sich ausschließende Optionen erleben.⁵³ Damit lässt sich in jedem Fall von einem subjektiv erlebten, in einigen Situationen auch von einem objektiv bestehenden Entscheidungszwang sprechen. Zwar gehört die Erwerbstätigkeit von Müttern heute zur gesellschaftlichen Norm, doch in Anbetracht dieser Zusammenhänge ist es nicht verwunderlich, dass Frauen, die eine Kombination von Elternschaft und wissenschaftlicher Tätigkeit realisieren, neben dem Stolz über die eigenen Leistungen oft auch ein Gefühl permanenter Überlastung erleben. Daher ist es nachvollziehbar, dass manche Wissenschaftlerinnen daraus die Konsequenz

51 Vgl. Metz-Göckel, Wissenschaft als Lebensform, 192.

52 Franzke, Frauen in Wissenschaft und Technik.

53 Vgl. Findeisen, Hürdenlauf zur Exzellenz, 279 ff.

ziehen, in ihrer Lebensplanung auf eines von beiden zu verzichten, auch um die mit der Vereinbarkeit verbundenen Zwänge, Belastungen und Verluste zu vermeiden.⁵⁴

Wenn die Entscheidung hingegen für die Vereinbarkeit von Kinder und Karriere gefällt wird, verlangt dies von den direkt – und auch so manchem indirekt – Beteiligten Flexibilität und kann sowohl für den einzelnen Wissenschaftler und die einzelne Wissenschaftlerin als auch für die universitäre Einrichtung, also für die Personen und Institutionen zu einer Herausforderung werden. Um wissenschaftliche und familiäre Arbeit miteinander zu vereinbaren, spielen der Partner oder die Partnerin und weitere Unterstützer zentrale Rollen. Die Anforderungsstruktur beider Bereiche setzt voraus, dass Elternteile in der Wissenschaft gemeinsam mit ihrem Partner/ihrer Partnerin in ihrem persönlichen Umfeld die strukturellen Bedingungen für eine individuelle Lösung schaffen.⁵⁵ Dies ist umso mehr nötig, als bei einer partnerschaftlichen Familienorganisation Mütter nach wie vor größere Anteile der familialen Aufgaben übernehmen und damit vorwiegend die letzte Verantwortung einer garantierten Kinderbetreuung tragen.⁵⁶

In jedem Falle wird von Eltern in der Wissenschaft ein hohes Maß an Organisationstalent und Flexibilität in der Koordination von beruflicher und familialer Arbeit verlangt. Bislang erleben forschende Eltern die Doppelorientierung als Additionsmodell in dem Versuch, in ihrer wissenschaftlichen Leistung kinderlosen Wissenschaftler/innen in nichts nachzustehen.⁵⁷ Dabei sind es nicht ausschließlich Wissenschaftlerinnen, die von den Schwierigkeiten einer nicht immer möglichen Vereinbarkeit betroffen sind – in Umfragen bestätigen auch die Männer negative Folgen und Probleme.⁵⁸

Gleichzeitig gibt es für Hochschulen wenig Alternativen, wenn sie mit hochqualifizierten Wissenschaftlern arbeiten und international agieren wollen. Um für zukünftige Elterngenerationen wie auch Forschungseinrichtungen familienkom-

54 Vgl. Thon/Menz, Elternschaft und Berufstätigkeit, 86 ff.

55 Vgl. Schiersmann, Im Lichte Montessoris, 120 ff.

56 Vgl. Findeisen, Hürdenlauf zur Exzellenz, 285 ff.

57 Vgl. ebd. und Macha, Erfolgreiche Frauen, 215.

58 Lind, Aufgeschobene Kinderwünsche, 755.

patible Arbeitsbedingungen zu schaffen und dabei konkurrenzfähig zu bleiben, bedarf es eines grundlegend geänderten Verständnisses, wie wissenschaftliche Ergebnisse in Vereinbarkeit mit familiären Bedürfnissen generiert und publiziert werden können. Im Interesse einer familienfreundlichen Personalpolitik würde die aktive Befürwortung von Teilzeitarbeit stehen. Weiter würde eine Erhöhung von Planungssicherheit beispielsweise durch Schaffung dauerhafter Forschungsstellen im universitären Mittelbau dem Rückzug junger Wissenschaftler/innen auf traditionelle, weil bewährte Versorgungsmodelle und damit einer konservativen Rollenverteilung entgegenwirken.⁵⁹ Ebenso unterstützend wäre die Loslösung von der Vorstellung sogenannter Normalbiografien. Dies würde die Humanisierung der Universität als Arbeitsplatz fördern und damit Wissenschaft als Lebensform unterstützen. In jedem Falle darf die Öffnung für alternative Handlungsmöglichkeiten und Arbeitsmodelle nicht nur in einer Fokussierung auf Mütter geschehen, sondern bedarf ebenso des Blickes auf die familienbezogenen Bedürfnisse von Vätern in der Wissenschaft.

59 Findeisen, Hürdenlauf zur Exzellenz, 299.

Literatur

- ALLMENDINGER, JUTTA / STEFAN FUCHS / JANINA VON STEBUT: Should I stay or should I go? Mentoring, Verankerung und Verbleib in der Wissenschaft. Empirische Ergebnisse einer Studie zu Karriereverläufen von Frauen und Männern in Instituten der Max-Planck-Gesellschaft, in: Karriere von Akademikerinnen. Bedeutung des Mentoring als Instrument der Nachwuchsförderung, hrsg. von Julie Page/Regula Julia Lee-mann, Bern 2000, 33–49.
- BEUYS, BARBARA: Die neuen Frauen – Revolution im Kaiserreich: 1900–1914, München 2014.
- BUSKE, SIBYLLE: Fräulein Mutter und ihr Bastard. Eine Geschichte der Unehelichkeit in Deutschland 1900 bis 1970, Göttingen 2013.
- FINDEISEN, INA: Hürdenlauf zur Exzellenz. Karrierestufen Junger Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, Heidelberg 2011.
- FRANZKE, ASTRID: Frauen in Wissenschaft und Technik: Ergebnisse einer Fachtagung vom 20. September bis 2. Oktober 1999 am Fachbereich Sozialwesen der Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur Leipzig, Münster 2001.
- GERHARD, UTE (Hrsg.): Frauen in der Geschichte des Rechts. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart, München 1997.
- GEWERKSCHAFT ERZIEHUNG UND WISSENSCHAFT: Vereinbarkeit von Familie und wissenschaftlicher Qualifizierung. Ein Rechtsratgeber, Frankfurt a. M. 2013.
- GOETHE UNIVERSITÄT FRANKFURT: Chancengleichheit und Familie, 2016, unter: <https://www.uni-frankfurt.de/36385877/chancengleichheit> (21.3.2016).
- HEDDERICH, INGEBORG: Einführung in die Montessori-Pädagogik. Theoretische Grundlagen und praktische Anwendung, München 2011.
- JUNKER, REINHOLD: Die Lage der Mütter in der Bundesrepublik Deutschland. Ein Forschungsbericht. Teil 2: Mütter in Halbfamilien – Mütter in Vollfamilien, Köln 1967.
- KNORR, BIRGIT / ROSEMARIE WEHLING: Frauen im deutschen Südwesten, Stuttgart 1992.
- KOHLER-GERING, ELEONORA: Die Geschichte der Frauen im Recht, Ludwigsburg 2007.
- KONSORTIUM BUNDESBERICHT WISSENSCHAFTLICHER NACHWUCHS (Hrsg.): Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs 2013, unter: http://www.buwin.de/site/assets/files/1002/6004283_web_verlinkt.pdf (21.3.2016).

- KRAMER, RITA: Maria Montessori. Leben und Werk einer großen Frau, Frankfurt a. M. 1995.
- LIND, INKEN: Aufgeschobene Kinderwünsche. Eingeschränkte Perspektiven. Zur Vereinbarkeit von Wissenschaft und Elternschaft – Ergebnisse einer aktuellen Studie, in: Forschung & Lehre 11 (2008), 754–756.
- LIND, INKEN: Kurzexpertise zum Themenfeld Frauen in Wissenschaft und Forschung (2006), im Auftrag der Robert-Bosch-Stiftung, CEWS, Kompetenzzentrum Frauen in Wissenschaft und Forschung, unter: <http://www.bosch-stiftung.de/content/language1/downloads/Publikation.pdf> (1.2.2015).
- MACK, SUSANNE: Freude, Freiheit und Verantwortung. Maria Montessori und die Karriere eines pädagogischen Programms, unter: Deutschlandfunk, Zeitreisen, Sendung vom 3.1.2007. http://www.deutschlandradiokultur.de/freude-freiheit-und-verantwortung.984.de.html?dram:article_id=153350 (14.5.2016).
- METZ-GÖCKEL, SIGRID / CHRISTINA MÖLLER / NICOLE AUFERKORTE-MICHAELIS: Wissenschaft als Lebensform – Eltern unerwünscht? Kinderlosigkeit und Beschäftigungsverhältnisse des wissenschaftlichen Personals aller nordrhein-westfälischen Universitäten, Opladen 2009.
- MEUSER, MICHAEL: Homosoziale Kooptation – berufliche Karriere und männliche Vergemeinschaftung, in: Gender-Kongress 2014. Hochschulentwicklungen, Gleichstellungspraktiken, Wissenschaftskarrieren – Potenziale und Perspektiven, hrsg. vom Ministerium für Innovation, Wissenschaft und Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf, 20–27.
- RIEDENAUER, MARKUS / ANDREA TSCHIRF: Zeitmanagement und Selbstorganisation in der Wissenschaft: Ein selbstbestimmtes Leben in Balance, Stuttgart 2013.
- SCHIERSMANN, CHRISTIANE: Frauenleben. Im Lichte Montessoris, in: Montessori-Pädagogik und die Erziehungsprobleme der Gegenwart, hrsg. von Brigitta Fuchs/Waltraud Harth-Peter, Würzburg 1989, 116–127.
- SCHWEGMANN, MARJAN: Maria Montessori 1870–1952. Kind ihrer Zeit. Frau von Welt, Darmstadt 2002.
- STATISTISCHES BUNDESAMT: Frauenanteile in Bildung, Forschung, Kultur. Akademische Laufbahn, unter: <https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesellschaftStaat/BildungForschungKultur/Hochschulen/Tabellen/FrauenanteileAkademischeLaufbahn.html> (21.3.2016).
- VON STEBUT, NINA: Eine Frage der Zeit? Zur Integration von Frauen in die Wissenschaft: Eine empirische Untersuchung der Max-Planck-Gesellschaft, Opladen 2003.

THON, CHRISTINE / MARGARETE MENZ (Hrsg.): Elternschaft und Berufstätigkeit an Hochschulen. Konzepte für Beratungsangebote und Unterstützungsstrukturen, Europa-Universität Flensburg 2014, unter: http://www.ph-gmuend.de/fileadmin/redakteure/ph-hauptseite/redakteure/daten/download/einrichtungen/buero_gleichstellung_familie/Thon_Menz2014.pdf (21.3.2016).

